

Werkszeitung

Hoesch - KölnNeuessen

Die Werkszeitung erscheint jeden zweiten Samstag und gelangt die Belegschaftsangehörigen kostenlos zur Verteilung.



Zuschriften sind zu richten:
für die Hütte und die Eisen verarbeitenden Betriebe an:
Dr. Heinge, Hoesch-KölnNeuessen, Hauptverwaltung, Dort-
mund; für sämtliche Bergbaubetriebe an: Ingenieur Werner,
Hoesch-KölnNeuessen, Bergbauverwaltung, Essen-Altenessen.

HKN

8. Jahrgang

30. Juli 1932

Nummer 16

Enttäuschungen

Als unsere Vertreter von der Lausanner Konferenz heimkehrten, war man mit dem Ergebnis, das sie von dort mitbrachten, nicht überall in Deutschland zufrieden. Man erblickte in der Schlusszahlung von drei Milliarden immer noch den Ueberrest von Tributleistungen, von denen wir doch aller Welt laut und vernehmlich verkündet hatten, daß wir sie weder zahlen könnten noch weiterhin zahlen wollten. Aber schließlich ließ das Lausanner Ergebnis, so bescheiden es war, im kummergewohnten Deutschland doch hier und da eine leise Hoffnung aufkeimen, daß von ihm eine gewisse Belebung der Wirtschaft ausgehen könne, daß die Wirtschaftsnot, zu deren Behebung alle Deutschen, nicht zum wenigsten der deutsche Arbeiter, so gewaltige Opfer gebracht hatten, doch vielleicht nun an der tiefsten Stelle angelangt sei, und daß das Vertrauen, ohne das es nun einmal in der Weltwirtschaft nicht geht, ganz allmählich wiederkehren werde.

Vertrauen — ja, ein schönes Wort! Es schien fast, als ob bei den Verhandlungen in Lausanne eine gewisse Aufrichtigkeit unter den einzelnen Vertretern der Völker zutage treten sollte. Diesen Eindruck mußte man gewinnen, wenn man die Reden, die vor allem der Vorsitzende der Konferenz, der englische Ministerpräsident Mac Donald, hielt, aufmerksam las. Aber wie ist dieses Vertrauen enttäuscht worden! Und gerade durch diejenigen, die seine Wiederkehr am meisten beschworen hatten!

Wie war es denn in Lausanne? Am Vorabend der Unterzeichnung tauchte in entscheidender Zuspitzung die Frage auf, was geschehen solle, wenn der bereits fertiggestellte Lausanner Vertrag von den gesetzlichen Vertretungen der Völker etwa nicht gutgeheißen (ratifiziert) würde. Es wurde eine Zusammenkunft der Führer der einzelnen Vertretungen notwendig. Man verabredete, daß der deutsche Reichkanzler in öffentlicher Sitzung die Frage stellen sollte, was geschehen werde, wenn der hier geschlossene Vertrag nicht den Beifall der vertragschließenden Nationen finden würde. Der englische Ministerpräsident, so wurde weiter beschlossen, werde darauf antworten, nicht etwa, daß dann der Young-Plan wieder in Kraft trete, sondern daß dann eine neue Konferenz einberufen werden müsse. So geschah es. Deutschland war mit der Antwort zufrieden und konnte es sein.

Am nächsten Vormittag fand dann die feierliche Schlußsitzung der Konferenz statt mit Glockengeläute und Ehrentrunk der Stadt Lausanne. Welch erhebendes Friedensfest! Welche Entspannung zwischen den Nationen, welch gehobene Stimmung bei dem Vorsitzenden der Konferenz Mac Donald und nicht weniger bei dem Führer der französischen Vertretung, Herriot! Das Siegel wurde unter den Vertrag gesetzt, die goldenen Füllfedern taten ihren Dienst. Es war in der Tat ein unvergeßlicher geschichtlicher Augenblick!

Und einige Minuten, nur wenige Minuten nachher übersandte der englische Außenminister der deutschen Vertretung — den Wortlaut eines sogenannten „Gentlemen-Agreement“ (d. h. eines unter Ehrenmännern geschlossenen Abkommens) der Gläubigerstaaten England, Frankreich, Italien und Belgien, in welchem mit dürren Worten zu lesen ist, daß der soeben mit so herzerhebenden Worten und Taten gefeierte Vertrag von den Gläubigern nur dann in Kraft gesetzt werden wird, wenn sie eine befriedigende Regelung zwischen sich und ihren eigenen Gläubigern (also vornehmlich mit Amerika) erzielt haben! Ja, dieses Ehrenmännerabkommen geht noch weiter und sieht für den Fall des Nichtinkrafttretens des Lausanner Vertrages ausdrücklich vor, daß die rechtliche Stellung aller daran interessierten Regierungen wieder die gleiche wird wie sie vor dem Hoover-Feierjahr gewesen ist! Mit anderen Worten bedeutete das nichts mehr und weniger, als daß tatsächlich der Young-Plan dann wieder in Kraft treten sollte! Man kann sich unschwer vorstellen, wie überrascht von dieser Botschaft die deutschen Vertreter waren, die noch die Verhandlung der vergangenen Nacht und die öffentliche Antwort Mac Donalds, die ganz anders lautete, im Ohr hatten!

Erfreulicherweise brachte der deutsche Reichkanzler in einer scharfen Note, in der im Text und mehr noch zwischen den Zeilen alles Notwendige gesagt ist, sofort zum Ausdruck, daß durch die Antwort des englischen Ministerpräsidenten auf seine



An der Mühle

Aquarell von W. Rentel

Frage der Fall der etwaigen Nichtgutheißung des Vertrages genügend geklärt worden sei. Inzwischen hat übrigens auch Mac Donald im englischen Parlament die Erklärung abgegeben, daß für den Fall des Nichtinkrafttretens des Lausanner Vertrags eine neue Konferenz stattfinden müsse. Er hat jedoch im gleichen Atemzuge seinem Finanzminister Neville Chamberlain gestattet, in einem Brief an den französischen

Finanzminister genau wieder das Gegenteil zu behaupten. Das Ganze heißt dann: „Wiederherstellung des Vertrauens und Schaffung einer offenen und friedlichen Gesinnung zwischen den Völkern!“ —

Auf diese furchtbare Enttäuschung aber folgte noch eine zweite. Mit dem „Gentlemen-Agreement“ allein war es nicht getan. Insofern wurde zwischen Frankreich und England ein sogenannter Konsultativpakt abgeschlossen, ein Abkommen, in welchem sich beide „wechselseitiger Unterstützung im Dienste des europäischen Friedens“ zusicherten, in allen wirtschaftlichen und politischen Fragen, die hiermit zusammenhängen, nichts allein zu unternehmen, sondern nur im gegenseitigen Einverständnis zu handeln. Das war die zweite große Enttäuschung für Deutschland und für jeden, der die Bemühungen in Lausanne mit ehrlichen Augen ansah!

Darob natürlich großer Jubel in Frankreich, wo man eine neue „Entente cordiale“ (ein herzliches Einvernehmen) mit England feierte, die allerdings dort auf wenig Gegenliebe stieß. Zum Schluß folgte eine freundliche Einladung an die übrigen in Lausanne versammelt gewesenen Mächte, an diesem Pakt teilzunehmen. Deutschland wird sich die Teilnahme an einem ihm fertig vorgelegten Vertrag, an dem es nicht mitgewirkt hat, sehr überlegen müssen!

Eine andere Folge dieser Nachverträge von Lausanne machte sich in Amerika geltend, wo man über die englisch-französische Politik in nicht geringe Aufregung geriet. Deutschland hat aber gerade diesem wichtigen Gläubigerstaat gegenüber ein gutes Gewissen: es hat schärfstens abgelehnt, seine Tributzahlungen mit den Schuldenzahlungen der Gläubigerländer an Amerika zu verquiden. Diesen Standpunkt wird man ganz gewiß jenseits des Großen Teiches zu würdigen wissen.

Das also ist der Ausgang der Lausanner Verhandlungen, der uns ganz gewaltige Enttäuschungen gebracht hat! Wir stehen jetzt ungefähr wieder da, wo wir vor dem Beginn der Konferenz standen: es heißt wieder einmal Geduld haben, schier übermenschliche Geduld! Zuletzt wird ja die Zeit alles heilen; aber die vielen Menschen, die inzwischen auf den Kirchhof gefahren werden müssen, weil sie der grausamen Härte eines Lebens zwischen Krieg und Frieden nicht länger widerstehen konnten, weht niemand wieder zum Leben. All das unendliche Leid, das jeder Tag heraufbringt, um den die Weltwirtschaftskrisis durch die Unzulänglichkeit der Politiker hinausgezögert wird: — niemand kann es ungeschehen machen.

Mag nun der Vertrag von Lausanne in Kraft treten oder nicht: Deutschland zahlt nicht mehr, weil es nicht mehr zahlen kann! Auf dieser unbestreitbaren Tatsache beruht die Stärke des deutschen Verhandlungsstandpunktes in Lausanne. Sie ist auch weiterhin entscheidend. Was kann uns geschehen? Zweimal ist durch die von den Mächten veranlaßte Baseler Konferenz der Finanzsachverständigen festgestellt worden, daß die letzte Stunde der Kriegstribute unvermeidlich gekommen ist. Das Lausanner Abkommen hat die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigt. Es ist nicht möglich, Deutschland länger zum Sündenbock der Welt zu machen, auf den man alles ablädt. Eine Rückkehr zum Young-Plan verbietet sich von selbst, mag sich Amerika in der Schuldenfrage verhalten wie es will. Dagegen leidet die Sicherheit der privaten Auslandsforderungen an Deutschland in dem Maße, wie die Vereinerung der Kriegstribute in der Schwebe bleibt. Deutschland ist mit einer jährlichen Auslandszahlung von weit über 1,5 Milliarden Reichsmark auch nach Wegfall der Tribute belastet. Immer schwerer wird es für uns, diesen Verpflichtungen nachzukommen. Langsam, aber sicher nehmen die Reserven der Reichsbank an Gold und Devisen (ausländische Geldsorten) ab. Als nahezu einzige Quelle für die Devisen ist der Außenhandel übriggeblieben. Er ist stark rückgängig. Im vergangenen Halbjahr blieb die deutsche Ausfuhr um mehr als 1,5 Milliarden Reichsmark hinter der Ziffer für die entsprechende Zeit des Vorjahres zurück. Die aus dem Außenhandel hereinschließenden Devisen benötigen wir dringend, um den Verkehr mit dem Ausland notdürftig in Gang zu halten und die Versorgung mit unentbehrlichen Rohstoffen sicherzustellen. Erst dann können Zinszahlungen erfolgen. Der dafür vorhandene Spielraum wird immer kleiner.

Wir müssen Geduld haben. Die Zeit arbeitet für uns, und es ist nicht ausgeschlossen, daß das kürzlich gesprochene Wort, die in Lausanne vereinbarten drei Milliarden Reichsmark Schlusszahlung würden bald nur noch drei Mark wert sein, wahr wird. Der englische Finanz- und Wirtschaftssachverständige Layton hat vor kurzem geäußert, daß, wenn irgend etwas bei der Lausanner Konferenz sicher sei, es die Tatsache sei, daß der Vertrag mit Deutschland nicht rückgängig gemacht werden könne.

Wir müssen abwarten, was kommt. Die Heilung der Welt vom Tributwahnsinn wird sich — das ist sicher — nunmehr immer mehr durchsetzen. Die Einsicht, daß Deutschland keinen Pfennig Tribute mehr bezahlt, hat bereits in der Welt triumphiert. Die fortwährende Notlage wird allen Völkern immer klarer machen, daß auf dieser Grundlage mehr geschehen muß als in Lausanne geschehen ist, das angesichts der Dinge, die sich nachher ereigneten, für uns und für die Welt nun nichts mehr bedeutet als eine große Enttäuschung!

Den geschilderten wichtigen außenpolitischen Ereignissen sind über Nacht innerpolitische gefolgt, die für unser Staatswesen von weittragender Bedeutung sind. Wir müssen hoffen, daß sie nicht zu neuen

In Deutschland ist, für normale Zeiten, der Anteil der erwerbstätigen Bevölkerung größer als in anderen Staaten



Bei der Diskussion über die Leistungsfähigkeit Deutschlands wird von französischer Seite immer wieder die Behauptung aufgestellt, daß das deutsche Volk noch sehr gut lebe und viel weniger arbeite als die anderen Völker. Daß dies — wenigstens in halbwegs normalen Zeiten — nicht der Fall ist, zeigt unser Bild. Die Zahl derjenigen, die in Deutschland noch von einem erbten oder in ihrer Jugend erarbeiteten Vermögen leben können, ist sehr gering — vor allem aber geringer als in allen anderen Kulturstaaten.

Enttäuschungen, sondern zur inneren Gesundung führen und uns endlich im Innern die Befriedung bringen, die wir so dringend gebrauchen. Es geht nicht an, daß sich Deutsche gegenseitig die Köpfe einschlagen, um einander die Richtigkeit ihrer politischen Auffassung auf diese Weise beizubringen. Das Ausland, das unseren wirtschaftlichen Sorgen Verständnis entgegenbringen soll, dessen Hilfe wir größtenteils gebrauchen, um wieder in die Höhe zu kommen, darf nicht den Eindruck gewinnen, daß bei uns alles drunter und drüber geht; es muß vielmehr überzeugt sein, daß wir — trotz aller Enttäuschungen, die wir schon erlebt haben, — energisch bemüht sind, im Innern Ruhe und Ordnung zu schaffen, um so den Grund für einen wirtschaftlichen Wiederaufstieg vorzubereiten. Der deutsche Arbeiter, der heute noch in Lohn und Brot ist, hat das größte Interesse daran, daß er unter geordneten Verhältnissen im Schutze eines kraftvollen Staates weiterarbeiten kann, und die große Armee der Arbeitslosen wird nur dann am Leben gehalten und weitermarschieren können, wenn ein sparsames, kluges Regiment geführt wird, das den Erfordernissen dieser furchtbaren Notzeit gerecht wird und den ersten Willen zur Besserung unserer traurigen Schicksals hat. Die unmittelbar bevorstehende Neuwahl zum Reichstage, die jedem verantwortungsbewußten Deutschen die Pflicht auferlegt, unbedingt an der Urne zu erscheinen und seine Stimme abzugeben, sowie die geplante Einführung des Arbeitsdienstes — wenn auch zunächst noch nicht als allgemeine Pflicht — sind wichtige Marksteine auf diesem Wege.

Wir dürfen dem ehrwürdigen Präsidenten des Reiches ruhig vertrauen, daß er nichts Unüberlegtes tut; wir wissen von ihm, daß seine Maßnahmen, so streng sie auch scheinen mögen, einzig und allein von seiner Liebe zu unserem Volk, vor allem zum arbeitenden Teil unseres Volkes, diktiert werden. Deshalb werden wir auch in diesen schweren Zeiten ihm vertrauen müssen, daß sich alles zum Guten wenden wird.

Charakterfeste Menschen sind Grundpfeiler der Gemeinschaft; Führer der Gedanken zur Klarheit und Reinheit; Führer der Worte zur Ehrlichkeit und Gerechtigkeit; Menschen der Tat zur Kraft und Freude! —

Nur Menschen, die an sich diese Aufbauarbeit leisten und die trotz Regen und Sturm ihren Blick nach oben richten, werden im Leben Großes leisten; sie werden durch dieses Ringen, durch die Schwierigkeiten und Widerstände kraftvoller und besser! —

Solche Pflücker bringen Freiheit und Erfolg, gibt Zufriedenheit und Stärke und führt zur sittlichen Erneuerung der Menschheit!

Das Ulmensterben und sein Erreger

Von Dipl.-Landwirt Friedr. Perlstein

In ganz Deutschland ist eine sich stark verbreitende Ulmenkrankheit aufgetreten, zu deren Bekämpfung vielerorts das Fällen der erkrankten Bäume angeordnet ist.

Der nachstehende Aufsatz gibt Aufschluß über die Krankheit und die Notwendigkeit radikaler Gegenmaßnahmen und erteilt sachmännischen Rat, durch welche Zierbäume die gefälltten Ulmen am besten zu ersetzen sind.

Auf Grund des § 30 des Feld- und Forstpolizeigesetzes in der Fassung vom 21. Januar 1926 wird angeordnet, daß verdächtige Anzeichen bei Ulmen, die auf die sogenannte Ulmenkrankheit hindeuten, insbesondere plötzliches Welken an einzelnen Zweigen der Ulmen, durch den Besitzer binnen einer Woche dem Landrat, in den Stadtkreisen der Ortspolizeibehörde anzuzeigen sind. Die Polizeibehörde hat die Untersuchung durch die Bezirksstelle für Pflanzenschutz zu veranlassen.

Werden auf Grund der Untersuchung durch die Pflanzenschutzstelle kranke Bäume festgestellt, so hat der Besitzer nach näherer Anordnung der Polizeibehörde die erkrankten Bäume je nach dem Grade der Erkrankung entweder zurückzuschneiden oder zu fällen. Zuwiderhandlungen werden mit Geldstrafe bis zu 150 RM. oder mit Haft bestraft, sofern nicht schärfere Strafbestimmungen anzuwenden sind.

Das Fällen prächtiger alter Ulmenbäume ruft naturgemäß in weiten Bevölkerungsteilen großes Bedauern hervor. Es wird besonders stark in Gegenden empfunden, in denen durch Anhäufung ausgedehnter Industrieanlagen die Anpflanzung von Bäumen aus vielerlei Gründen geradezu als ein Bedürfnis betrachtet werden kann.

Nachfolgende Ausführungen sollen in gedrängter Form die Notwendigkeit dieses Gesetzes erläutern und Wege zeigen, die gefälltten Ulmen durch andere Zierbäume zu ersetzen.

Der Erreger des Ulmensterbens ist ein Fadenpilz, *Graphium ulmi*, der bisher nur an Ulmen beobachtet worden ist. Er lebt hauptsächlich in den der Wasserbewegung dienenden Gefäßen des Splintholzes. Er geht sehr leicht zur Bildung von winzigen Vermehrungsfrüchten über, deren Größe kaum ein tausendstel Millimeter überschreitet. Diese in großer Zahl gebildeten Vermehrungsfrüchte lassen sich einmal passiv vom Saftstrom treiben und werden dadurch innerhalb des Baumes überall hin verschleppt. Durch schnelle Bildung eines fadenförmigen Geflechtes in den Saftbahnen unterbinden sie die Saftbewegung in den Leitungsgefäßen des Baumes. Die Nahrungszufuhr wird abgeschnitten. Es tritt ein Welken der Pflanze und ein Absterben der Äste ein. Schneidet man mit einem Messer an einem kranken Stamm oder Ast die Basthaut herunter, so kann man innerhalb des äußersten Jahresringes meist schon mit bloßem Auge mehr oder minder in der Richtung der Längsachse verlaufende, streifige dunkelbraune, braunschwarze oder auch rostbraune Verfärbungen feststellen (siehe Bild).

Auf dem Querschnitt dieser Stämme zeigen sich ein oder mehrere braune Ringe, die nicht ganz geschlossen sind, sondern an manchen Stellen nur punktförmig oder stippig erscheinen. Der braune Kern in älterem Kernholz hat jedoch nichts mit der Krankheit zu tun, sondern ist eine Eigenart mancher Ulmenarten. — Bisher ist am häufigsten der folgende Verlauf der Erkrankung

zutage getreten, der in einer dünnen Gesamtbelaubung im Sommer, einem vorzeitig einsetzenden Vergilben der Blätter und damit einhergehendem Laubfall erkenntlich wird.

Mehr und mehr müßte jedoch von uns auch der akute Verlauf des Ulmensterbens festgestellt werden, bei dem ganz plötzlich und meist an stärkeren Ästen einseitig starke Blattrollung und ein unmittelbares Trocknen der Belaubung eine auffällige Erscheinung ist. Das Absterben der Äste tritt so plötzlich auf, daß die Blätter, noch völlig grün oder wenig gebräunt, trocken am Baum hängenbleiben. Es folgt häufig die Spizenbürrer, und je nach Empfänglichkeit der Pflanzen und dem Wechsel der Außenbedingungen erliegen anfällige jüngere Ulmen schon nach wenigen Wochen oder Monaten, ältere in wenigen Jahren dem Schwarzherpiz.

Im Winter kann man vielfach kranke Bäume an den hakenartig abwärts gekrümmten, dünnen Zweigspitzen erkennen, im Frühjahr am Hervorsprossen grüner Triebe (Wasserhösse) am Hauptstamm oder den dickeren Ästen. Da einige der beschriebenen Erkennungsmerkmale fehlen oder auf andere Ursachen zurückgeführt werden müssen, so sind für die Beurteilung äußere und innere Krankheitsmerkmale heranzuziehen. Es muß deshalb zur Begutachtung verdächtiger Bäume ein Fachbeamter der Bezirkspflanzenschutzstelle herangezogen werden, damit eine epidemische Ausbreitung der Krankheit verhütet wird, denn bald nach dem Absterben der Äste dringt der Pilz mit seinen Vermehrungsfrüchten (Sporen) an die Oberfläche der Äste, und nun werden diese Sporen durch die Luft mit dem Wind, von Insekten, besonders von dem Ulmenplintkäfer, sowie im Wasser durch abgefallenes Laub und Reifig massenhaft verbreitet.

Der Pilz tritt besonders in Mitteleuropa, z. B. in Holland, Belgien, Deutschland, England, Österreich und Frankreich besonders stark auf und richtet großen wirtschaftlichen Schaden an.

Von unseren einheimischen Ulmen ist die Feldulme (*Ulmus campestris*) am anfälligsten, aber auch die Flatterulme (*Ulmus laevis*) und die Zwergulme (*Ulmus pumila*) stehen ihr nicht viel nach. Die Vergulmen haben sich bei den angestellten Infektionsversuchen teilweise widerstandsfähiger gezeigt. Erkrankte Ulmen werden häufig das Opfer der Borkenkäfer, die ihren Untergang beschleunigen.

Da direkte Bekämpfungsmittel, wie Schuktränkung des Holzes gesunder Bäume und Imprägnierung pilzkranken Holzes mit pilztötenden Mitteln am lebenden Baum, ohne schädliche Rückwirkung auf die Rindenschicht bisher nicht von Erfolg gewesen sind, müssen wir zu indirekten Bekämpfungsmaßnahmen, der rechtzeitigen Beseitigung kranker Bäume, greifen, um einem weiteren Fortschreiten des Ulmensterbens Halt zu gebieten.



Innerhalb des äußersten Jahresringes (brauner Ring) sieht als Erreger des Ulmensterbens der Fadenpilz (*Graphium ulmi*)

Brähle nicht mit deinem Mut. Besonnenheit tut öfter gut!

Hermann und Dorothea

Dichtung in neun Gesängen von Johann Wolfgang von Goethe



Da ergriff sie wilde Begier, sie stürzten gefühllos
Auf die zitternde Schar und auf das hochherzige Mädchen.
Aber sie riß dem einen sogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig: er stürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite sie tapfer die
Mädchen,
Traß noch viere der Räuber; doch die entflohen dem Tode.
Dann verschloß sie den Hof und harrete der Hilfe, bewaffnet."

Als der Geistliche nun das Lob des Mädchens vernommen,
Stieg die Hoffnung sogleich für seinen Freund im Gemüt
auf,
Und er war im Begriff, zu fragen, wohin sie geraten?
Ob auf der traurigen Flucht sie nun mit dem Volk sich
befinde?

Aber da trat herbei der Apotheker behende,
Zupfte den geistlichen Herrn und sagte die wispernden
Worte:

"Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert
gefunden,
Nach der Beschreibung! So kommt und sehet sie selber mit
Augen;
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere
hören."

Und sie kehrten sich um, und weg war gerufen der Richter
Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rates, verlangten.

Doch es folgte sogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An die Lücke des Raums, und jener deutete listig.

"Seht Ihr", sagt' er, "das Mädchen? Sie hat die Puppe
gewidelt,

Und ich erkenne genau den alten Rattun und den blauen
Kissenüberzug wohl, den ihr Hermann im Bündel gebracht
hat.

Sie verwendete schnell, fürwahr, und gut die Geschenke.
Diese sind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle:

Denn der rote Lak erhebt den gewölbten Busen,
Schön geschnitten, und es liegt das schwarze Nieder ihr
knapp an;

Sauber ist der Saum des Hemdes zur Krause gefaltet
Und umgibt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmut;

Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Girund,
Und die starken Böpfe um silberne Nadeln gewidelt;

Sieht sie gleich, so sehen wir doch die treffliche Größe
Und den blauen Rod, der vielgefaltet vom Busen

Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel, sie ist's. Drum kommet, damit wir ver-

nehmen,
Ob sie gut und tugendhaft sei, ein häusliches Mädchen."

Da versetzte der Pfarrer, mit Widen die Sitzende prüfend:

"Daß sie den Jüngling entzündet, fürwahr, es ist mir kein
Wunder,

Denn sie hält vor dem Blick des erfahrenen Mannes die
Probe.

Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab!
Denn sie empfiehlt ihn stets, und nirgends ist er ein Fremd-

ling:
Jeder naht sich gern, und jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der Gestalt noch gesellet.

Ich versich' Euch, es ist dem Jüngling ein Mädchen ge-
funden,

Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beisteht.

Wird der Wurzelstock nicht mit ausgerodet, so ist er mit Karbolineum zu desinfizieren.

Bei Neuanpflanzungen bevorzuge man Pflanzengattungen, die sich bisher gegen eine Infektion durch den verderbenbringenden Pilz widerstandsfähig gezeigt haben und gleichzeitig den besonderen Luftverhältnissen des Industriegebietes angepaßt sind.

Ausdauernd in Luft mit starkem Gehalt an schwefeliger Säure (Schwefelsäureanhydrit) und Steinkohlenrauch sind Eichen, Ahorn, Eichen und besonders Platanen. Nur mäßig widerstandsfähig sind Linden und Pappeln, die unter unseren Verhältnissen nur bei sorgfältiger Pflege und günstigen Kulturbedingungen auf die Dauer durchhalten. Von den Nadelhölzern sind einige Wacholderarten am härtesten. Wer absolut eine Pflanze aus der Familie der Ulmengewächse anpflanzen will, sei auf den Zürgelbaum (*Celtis occidentalis*) hingewiesen, der bisher noch gegen den Schmarogerpilz widerstandsfähig ist, sich allerdings nur für Anpflanzungen in Parkanlagen eignet.

Als Straßenbaum eignet sich besonders gut die Platane, die wenig von Schädlingen und Krankheiten befallen wird und vor allen Dingen gut im Schnitt zu halten ist.

Die Auswirkungen der Verordnung des Reichspräsidenten vom 14. Juni 1932

(Reichsgesetzblatt I, S. 273)

auf die Leistungen der Angestelltenversicherung

I. Für Leistungen der Angestelltenversicherung, die nach dem 30. Juni 1932 beantragt werden, gilt folgendes:

- a) Der Grundbetrag des Ruhegeldes beträgt jährlich 396 Reichsmark (bisher 480 Reichsmark);
- b) der Kinderzuschuß beträgt jährlich 90 Reichsmark (bisher 120 Reichsmark);
- c) die Witwenrente und die Witwenrente betragen $\frac{1}{10}$ (bisher $\frac{1}{10}$), die Waisenrente für jede Waise $\frac{1}{10}$ des Grundbetrages und des Steigerungsbetrages des Ruhegeldes (bisher $\frac{1}{10}$);
- d) bei Wanderversicherten, also Versicherten, die gültige Beiträge zur Angestellten- und Invalidenversicherung entrichtet haben, tritt zur Rente aus der Angestelltenversicherung der Steigerungsbetrag der Invalidenversicherung erst dann, wenn die Leistungsvoraussetzungen der Invalidenversicherung erfüllt sind.

Es tritt also zum Ruhegelde aus der Angestelltenversicherung der Steigerungsbetrag der Invalidenversicherung erst dann, wenn der Versicherte

1. das Alter von 65 Jahren vollendet hat oder
2. infolge von Krankheit oder anderen Gebrechen dauernd invalide ist oder
3. nicht dauernd invalide ist, aber während 26 Wochen ununterbrochen invalide gewesen ist oder nach Wegfall des Krankengeldes invalide ist, für die weitere Dauer der Invalidität.

Als Invalide gilt, wer nicht mehr imstande ist, durch eine Tätigkeit, die seinen Kräften und Fähigkeiten entspricht und ihm unter billiger Berücksichtigung seiner Ausbildung und seines bisherigen Berufes zugemutet werden kann, ein Drittel dessen zu verdienen, was körperlich und geistig

gesunde Personen derselben Art mit ähnlicher Ausbildung in derselben Gegend durch Arbeit zu verdienen pflegen.

Zur Witwenrente aus der Angestelltenversicherung tritt der Steigerungsbetrag aus gültig entrichteten Beiträgen zur Invalidenversicherung erst dann, wenn die Witwe das 65. Lebensjahr vollendet hat oder infolge von Krankheit oder anderen Gebrechen dauernd invalide ist, ferner auch, wenn die Witwe 26 Wochen invalide gewesen ist oder nach Wegfall von Krankengeld noch invalide ist, für die weitere Dauer der Invalidität.

Für die Witwenrente gelten in der Invalidenversicherung die gleichen Voraussetzungen wie in der Angestelltenversicherung, so daß sofort mit der Bewilligung der Rente die Zahlung des Steigerungsbetrages aus gültig entrichteten Beiträgen zur Invalidenversicherung eintritt.

Der Steigerungsbetrag aus gültig entrichteten Beiträgen zur Invalidenversicherung wird nur insoweit gewährt, als er

1. bei dem Ruhegelde 5 Reichsmark,
2. bei der Witwen- und Witwenrente 3 Reichsmark,
3. bei der Waisenrente 2 Reichsmark

im Monat übersteigt. Die Unterlagen über die zur Invalidenversicherung entrichteten Beiträge sind wie bisher in jedem Falle dem Rentenantrage beizufügen, auch dann, wenn wahrscheinlich der Steigerungsbetrag aus diesen Beiträgen zunächst noch nicht gezahlt werden kann.

II. Bei laufenden Renten und bei Renten, die bis zum 1. Juli 1932 beantragt sind und deshalb nach dem bisherigen Recht berechnet wurden, ruht vom 1. August 1932 ein bestimmter Betrag, und zwar

- a) bei dem Ruhegelde ein Betrag von monatlich 6 Reichsmark;
- b) bei der Witwen- und Witwenrente ein Betrag von monatlich 5 Reichsmark;
- c) bei jeder Waisenrente der Betrag von monatlich 4 Reichsmark.

Bei Wanderversicherten tritt das Ruhen zunächst beim Steigerungsbetrag aus der Invalidenversicherung ein.

III. Über das Ruhen erhalten die Rentenempfänger eine Mitteilung auf dem Postabschnitt der Zahlungsanweisung für die Augustrente. Ein Rechtsmittel findet nicht statt.

IV. Solange eine vor dem 1. Januar 1932 festgesetzte Rente aus der Angestelltenversicherung auf Grund der Verordnung des Reichspräsidenten vom 8. Dezember 1931, Fünfter Teil, Kapitel IV, Abschnitt 1, Nr. 10 (Reichsgesetzblatt I, S. 699, 723), ruht, finden auf Antrag des Rentenberechtigten die neuen Ruhensvorschriften insoweit keine Anwendung, als sonst die Rente insgesamt um mehr als die Hälfte der Rente beschränkt würde.

Die Bestimmungen der 4. Notverordnung über das Ruhen werden hierdurch nicht eingeschränkt. Der auf Grund der 4. Notverordnung bereits ruhende Betrag ändert sich daher nicht, auch wenn er die Hälfte der Rente übersteigt. Eine Ermäßigung kann nur bei dem nach der Verordnung vom 14. Juni 1932 weiter zu füzenden Beitrag eintreten und auch insoweit, als er zusammen mit dem nach der 4. Notverordnung ruhenden Teil mehr als die Hälfte der Rente beträgt.

*

Die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte empfiehlt allen Versicherten, bei allen Anfragen sich zuerst mit den Vertrauensmännern der Angestelltenversicherung bzw. Ortsausschüssen in Verbindung zu setzen, die den Versicherten jederzeit zur Verfügung stehen.

Die Leibesübungen sind der Arzt am Krankenbette unseres Volkes!

So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele. Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter."

Und es sagte darauf der Apotheker bedenklich: „Trügst doch öfter der Schein! Ich mag dem Außern nicht trauen. Denn ich habe das Sprichwort so oft erprobt gefunden: Eh' du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret, Darfst du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die Zeit nur gewisser. Wie du es habest mit ihm, und wie die Freundschaft bestehe. Laßet uns also zuerst bei guten Leuten uns umtun, Denen das Mädchen bekannt ist, und die uns von ihr nun erzählen."

„Auch ich lobe die Vorsicht“, versetzte der Geistliche folgend: „Frei'n wir doch nicht für uns! Für andere frei'n ist bedenklich.“ Und sie gingen darauf dem wadern Richter entgegen, Der in seinen Geschäften die Straße wieder heraufkam. Und zu ihm sprach sogleich der kluge Pfarrer mit Vorsicht: „Sagt! Wir haben ein Mädchen gesehn, das im Garten zunächst hier Unter dem Apfelbaum sitzt und Kindern Kleider verfertigt Aus getragnem Kattun, der ihr vermutlich geschenkt ward. Uns gefiel die Gestalt, sie scheint der Wadern eine. Saget uns, was Ihr wißt; wir fragen aus löblicher Absicht.“

Als, in den Garten zu blicken, der Richter sogleich nun herzutrat, Sagt' er: „Diese kennet Ihr schon; denn wenn ich erzählte Von der herrlichen Tat, die jene Jungfrau verrichtet, Als sie das Schwert ergriff und sich und die Ihren beschützte —

Diese war's! Ihr seht es ihr an, sie ist rüstig geboren, Aber so gut wie stark: denn ihren alten Verwandten Pflanzte sie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahintrifft Über des Städtchens Not und seiner Besizung Gefahren. Auch, mit stillem Gemüt, hat sie die Schmerzen ertragen Über des Bräutigams Tod, der, ein ebler Jüngling, im ersten

Feuer des hohen Gedankens, nach edler Freiheit zu streben, Selbst hinging nach Paris und bald den schrecklichen Tod fand:

Denn wie zu Hause, so dort, bestritt er Willkür und Ränke.“ Also sagte der Richter. Die beiden schieden und dankten, Und der Geistliche zog ein Goldstück (das Silber des Beutels War vor einigen Stunden von ihm schon milde verspendet, Als er die Flüchtlinge sah in traurigen Häufen vorbeiziehn), Und er reicht' es dem Schulzen und sagte: „Teilet den Pfennig

Unter die Dürstigen aus, und Gott vermehre die Gabe!“ Doch es weigerte sich der Mann und sagte: „Wir haben Manchen Taler gerettet und manche Kleider und Sachen, und ich hoffe, wir lehren zurück, noch eh' es verzehrt ist.“

Da versetzte der Pfarrer, und drückt' ihm das Geld in die Hand ein:

„Niemand veräume zu geben in diesen Tagen, und niemand Weigre sich, anzunehmen, was ihm die Milde geboten! Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig besitzt, Niemand, wie lang' er noch in fremden Händen umherzieht Und des Aders entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret.“

„Ei doch!“ sagte darauf der Apotheker geschäftig: „Wäre mir jetzt nur Geld in der Tasche, so solltet Ihr's haben, Groß wie Klein, denn viele gewiß der Euren bedürfen's. Unbeschenkt doch laßt' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen Sehet, wofern die Tat auch hinter dem Willen zurück bleibt.“

Also sprach er und zog den gestickten lebernen Beutel An den Riemen hervor, worin der Tobal ihm verwahrt war, Öffnete zierlich und teilte; da fanden sich einige Pfennige. „Klein ist die Gabe“, seht' er dazu. Da sagte der Schultheiß: „Guter Tobal ist doch dem Reisenden immer willkommen.“ Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster.

Aber der Pfarrer zog ihn hinweg, und sie schieden vom Richter.

„Eilen wir!“ sprach der verständige Mann. „Es wartet der Jüngling Feinlich! Er höre so schnell als möglich die fröhliche Botschaft.“

Und sie eilten und kamen und fanden den Jüngling gelehnet An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerstampften Wild den Rasen; er hielt sie im Zaum und stand in Gedanken, Blicke still vor sich hin und sah die Freunde nicht eher, Bis sie kommend ihn riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben. Schon von ferne begann der Apotheker zu sprechen; Doch sie traten näher hinzu. Da sagte der Pfarrer: Seine Hand und sprach und nahm dem Gefährten das Wort weg:

„Heil dir, junger Mann! Dein treues Auge, dein treues Herz hat richtig gewählt! Glück dir und dem Weibe der Jugend!“

Deiner ist sie wert! Drum komm und wende den Wagen, Daß wir fahrend sogleich die Ede des Dorfes erreichen, Um sie werben und bald nach Hause führen die Gute.“

Aber der Jüngling stand, und ohne Zeichen der Freude Hört' er die Worte des Boten, die himmlisch waren und tröstlich, Seufzete tief und sprach: „Wir kamen mit eilendem Fuhrwerk, Und wir ziehen vielleicht beschämt und langsam nach Hause; Denn hier hat mich, seitdem ich warte, die Sorge befallen, Argwohn und Zweifel und alles, was nur ein liebendes Herz tränkt.“

(Fortf. folgt)

Die Wärme- und Kraftwirtschaft unseres Hüttenwerkes

Von Dr.-Ing. Friedrich Reimer

(3. Fortsetzung)



Nachdem das Gichtgas in der nötigen Weise gereinigt worden ist, wird es durch ein weitverzweigtes Leitungsnetz den Verbrauchern zugeführt. Abb. 7, die wir zum besseren Verständnis des folgenden nochmals wiedergeben, zeigt die Gichtgaswirtschaft unseres Werkes. Der vom Hochofen ausgehende Wärmestrom des Gichtgases verzweigt sich in sieben Teilströme, die die einzelnen Gichtgasverbraucher versorgen.

Erhebliche Gasmengen werden vom Hochofen selbst verbraucht. Diese sind auf unserem Bild nach links abgezweigt. Wir sehen da zunächst eine größere Gasmenge zu den Winderhitzern strömen, in denen der von den Gebläsemaschinen gelieferte Wind auf eine Temperatur von 500 bis 600 Grad Celsius erwärmt wird. Das Gas wird in den Winderhitzern verbrannt und erhitzt dadurch die als Wärmespeicher dienende feuerfeste Ausmauerung des Winderhitzers. Die verbrannten Gase entweichen mit einer Temperatur von etwa 200 Grad durch den Schornstein, enthalten also noch erhebliche Wärmemengen, die als Verlust zu betrachten sind, wie Abb. 7 zeigt. Ist auf diese Weise der Winderhitzer genügend aufgeheizt, dann wird das Gas abgesperrt, und der Wind kann durch die Winderhitzer geleitet werden, der dabei die in den feuerfesten Steinen aufgespeicherte Wärme aufnimmt und — wie wir bereits früher erfahren haben — dem Hochofen zuführt. Abb. 13 zeigt die Winderhitzer unseres Hochofens IV.

Als weiterer Eigenverbrauch des Hochofens ist die den Gasgebläsemaschinen zugeführte Gichtgasmenge zu nennen. Nach Abb. 7 wird nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Gasenergie als nützliche Verdichtungsarbeit an den Wind übertragen, die mit der in den Winderhitzern aufgenommenen Wärme zum Hochofen fließt. Näheres über die Gasmaschinen selbst, durch die die Gebläse angetrieben werden, folgt später gemeinsam mit der Betrachtung unserer übrigen Gasmaschinenanlagen.

Mittelbar dem Hochofen dient auch das an die Zeche zur Beheizung der Koksöfen abgegebene Gichtgas, das ja zur Herstellung des Kokes für die Hochofen nötig ist. Wir sehen daher in Abb. 7 einen Zweigstrom der Gichtgaswärme zur Zeche zurückfließen, dessen weiteren Lauf zur Kokserei wir aus dem Energiestrombild der Zeche Kaiserstuhl II (Abb. 5 in der Werkszeitung vom 2. Juli) schon kennen.

Wir wenden uns nun den Gasverbrauchern zu, die nicht dem Hochofenbetrieb angehören und in unserem Energiestrombild (Abb. 7) von dem Gichtgasstrom nach rechts abzweigen. Diese Gas-mengen werden fast restlos für die Kraftwirtschaft unseres Hüttenwerkes, d. h. zur Erzeugung mechanischer Arbeit verwendet. Nur eine geringe Menge, die — wie Abb. 7 zeigt — an das neue Blechwalzwerk III abgegeben wird, dient zum Beheizen der dortigen Defen.

Der bedeutendste Gasverbraucher unserer Kraftbetriebe ist die Dampfesselanlage, die den zum Betrieb der Dampfgebläsemaschinen, Walzenzugmaschinen, Dampfhammer und verschiedener Hilfsmaschinen, sowie der Dampfmaschinen nötigen Dampf liefert. Abb. 7 gibt in der Breite des zu den Kesseln strömenden Wärmestromes einen Anhalt für den Gasverbrauch der Dampfessel.

Einen sehr wesentlichen Teil unserer Kraftanlage bilden ferner die Gasdynamomaschinen in unserer Gaszentrale. Eine Gasdynamo besteht aus einer Gasmaschine, deren Welle mit einer elektrischen Dynamomaschine gekuppelt ist. Die elektrische Maschine wird also von der Gasmaschine angetrieben und erzeugt elektrischen Strom, der zur Speisung unseres weitverzweigten Kabelnetzes dient und alle Betriebe des Werkes mit Kraft und Licht versorgt. Abb. 7 läßt erkennen, wie die den Gasdynamomaschinen zugeführte Gichtgaswärme sich in elektrischen Strom umsetzt, von dem ein Teil zum Hochofen abzweigt, wie wir schon wissen.

Schließlich ist noch der Gasverbrauch der Thomas-Gasgebläsemaschinen zu nennen, der allerdings — nach Abb. 7 — nicht sehr groß ist. Diese Maschinen versorgen das Thomasstahlwerk mit Wind, worauf wir später noch zurückkommen werden. Sie sind genau so gebaut wie die Hochofengebläse, haben aber zur Erzielung des höheren Winddruckes, den das Stahlwerk braucht, kleinere Windzylinder.

Nicht unwesentlich sind die Gichtgasverluste, wie aus Abb. 7 hervorgeht. Sie haben verschiedene Ursachen, z. B. geht beim Begichten, d. h. beim Einfüllen der Hochofenbeschickung in die Gicht, wobei ja der Gichtverschluß geöffnet wird, jedesmal eine gewisse Gasmenge verloren. Gasverluste entstehen auch beim Ablassen des Staubes aus der Rohgasleitung sowie an vielen Stellen des weitverzweigten Gichtgasleitungsnetzes, an denen sich größere oder kleinere Undichtigkeiten befinden. Zu diesen unvermeidbaren Gasverlusten kommen noch die sogenannten „Hutverluste“, die sich vermeiden lassen, wenn wir einen genügend großen Gasbehälter hätten. Diese Verluste entstehen dadurch, daß zeitweise mehr Gas erzeugt wird, als verbraucht werden kann, so daß das überschüssige Gas durch ein

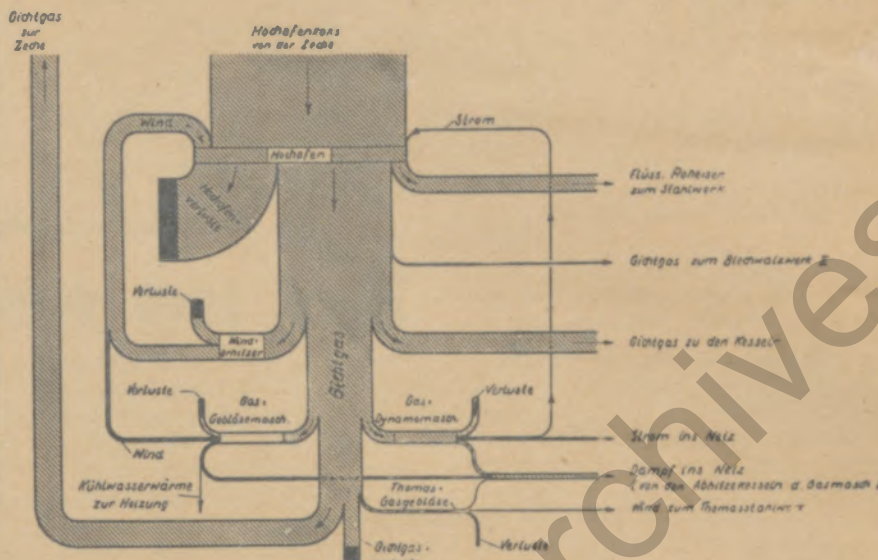


Abb. 7: Energiestrombild unserer Hochofenanlage

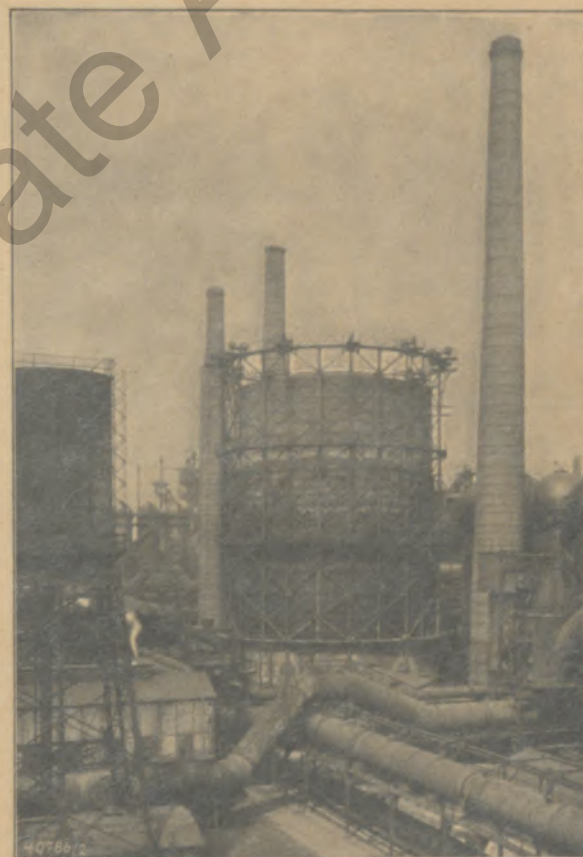


Abb. 14: Gichtgasbehälter (Gasometer), 15 000 Kubikmeter Inhalt



Abb. 13: Winderhitzer des Hochofens IV

an jedem Ofen angebrachtes, durch eine Klappe verschließbares Abblaserohr, den „Hut“, in die Luft geblasen werden muß. In geringem Umfange können wir überschüssige Gas-mengen in unserem Gasometer (Abb. 14), das 15 000 Kubikmeter faßt, speichern, um sie bei eintretendem Gasmangel oder bei steigendem Bedarf zusätzlich verbrauchen zu können. Gasmangel kann z. B. eintreten, wenn ein Hochofen wegen einer Betriebsstörung vorübergehend stillgesetzt oder etwas schwächer geblasen werden muß, wodurch natürlich auch die Gaserzeugung dieses Ofens aufhört oder geringer wird. Die bei uns auftretenden Gasüberschüsse sind jedoch zuweilen wesentlich größer als das Fassungsvermögen des Gasbehälters; besonders an Sonntagen können die erzeugten Gichtgas-mengen nicht immer restlos untergebracht werden, so daß wir die Hutverluste nicht ganz vermeiden können. Abb. 14 zeigt unseren Gasometer in fast ganz gefülltem Zustand. Es besteht als sogenannter „nasser“ Gasbehälter aus einer Glocke, die in einen Wasserbehälter eintaucht. Hierdurch wird das Innere der Glocke zu einem abgeschlossenen Raum, der nach unten durch das Wasser reichendes Steigerohr mit der Gasleitung in Verbindung steht. Unter der Gasometer-glocke herrscht also derselbe Gasdruck wie in der Gasleitung, und zwar hält dieser Druck dem Gewicht der Glocke gerade das Gleichgewicht. Die Glocke wird also von dem Gas getragen. Bei Gasüberschuß steigt der Druck des Gases und hebt die Glocke in die Höhe. Dadurch taucht diese mehr und mehr aus dem Wasser aus und füllt sich mit Gas. Die Glocke wird bei ihrer senkrechten Bewegung in einem Gefäß geführt, das auf dem Bilde zu erkennen ist. Ist das Gasometer ganz gefüllt, dann befindet sich die Glocke in ihrer höchsten Stellung und erreicht etwa die Höhe des Gerüsts

(vierzig Meter). Der Wasserbehälter ist elf Meter hoch und reicht bis zum untersten Laufsteg, der im Bilde sichtbar ist. Das Gewicht der Glocke ist teilweise durch Gegengewichte ausgeglichen, durch deren Größe man den Gasdruck bestimmen kann. Wenn Gas mangel eintritt, geht der Gasdruck zurück, die Glocke sinkt und drückt dabei das Gas in die Leitung. Um an Grundfläche zu sparen, ist die Glocke unseres Gasometers — wie üblich — dreiteilig ausgeführt, wobei sich die einzelnen Teile teleskopartig, d. h. wie ein zusammenschiebbares Fernrohr, ineinanderschieben, wenn die Glocke sinkt. Wäre diese nur einteilig, dann könnte man sie nicht höher als den Wasserbehälter machen, da ja bei Entleerung des Gasbehälters die Glocke in ihrer ganzen Höhe in das Wasser eintauchen muß. Bei der dreiteiligen Ausführung aber kann jeder Teil die Höhe des Wasserbehälters haben, so daß bei gleicher Grundfläche die dreifache Gasmenge gespeichert werden kann. Die beiden unteren

Teile, die die Form von Zylindermänteln haben, hängen sich selbsttätig an die steigende Glocke an oder setzen sich bei sinkender Glocke auf den Boden des Wasserbehälters auf.

Das Problem, Gichtgas in ausreichender Menge zu speichern, ist für jedes Hüttenwerk von größter Bedeutung, da sich die Gichtgasverluste dadurch ganz erheblich herunderdrücken ließen. Auch für unsere Gichtgaswirtschaft wäre es von großem Nutzen, wenn wir einen bedeutend größeren Gasbehälter hätten. Man baut heute Gasometer nach der neuen wasserlosen Bauart bis zu der riesigen Größe von 500 000 Kubikmeter. Diese Gasbehälter bestehen aus einem festen zylindrischen Raum, der nach oben durch eine bewegliche Scheibe begrenzt ist. Leider sind aber die Baukosten und der Platzbedarf für derartig große Bauwerke so enorm, daß sich bei dem geringen Heizwert des zu speichernden Gichtgases eine Rentabilität nur schwer erzielen ließe. (Fortsetzung folgt)

Dies und das vom Bier

Das Bier ist nicht zu Unrecht so allgemein beliebt in allen Kreisen; es wirkt belebend durch seinen, wenn auch geringen (2 1/2 bis 4 Prozent) Alkoholgehalt, erfrischend durch die entwickelte Kohlensäure; sein aromatischer Geschmack rührt vom Hopfen, und endlich sein Nährwert vom Malzauszug her. — „Hopfen und Malz, Gott erhalt's!“ Aus Malz, das ist „verzuckerte“, also in Zucker verwandelte Gerste, und Hopfen — der letztere ist erst seit der Neuzeit im allgemeinen Gebrauch — wird das Bier vergoren. Die Vorgänge des Bierbrauens sind folgende: 1. Zuerst läßt man die Gerste feucht keimen, wodurch Malz (Zucker) entsteht; das nachfolgende „Darren“ (Erhitzen auf 50 bis 100 Grad) ergibt Malz, das dem Bier Wohlgeschmack und Haltbarkeit verleiht. Das Darrrmalz wird zermahlen und mit Wasser zur sogenannten „Maische“ angemacht. — Die Beschaffenheit des vorhandenen Wassers ist ausschlaggebend für die Art und Güte des gewonnenen Bieres; München und Pilsen besitzen sehr weiches (kalzarmes), unsere Bierstadt Dortmund dagegen ein hartes Wasser, worauf der tiefere Unterschied des „Stoffes“ beruht. Dieses harte Wasser erfordert stärkere Würze und Vergärung; man muß also ein schwereres Bier brauen, als dies bei dem weichen Münchener Wasser der Fall ist. 2. Die Maische wird im Sudhause durchgekocht; dann entfernt man die festen Anteile mit Hilfe von Filterpressen; erhalten wird die malzzuckerreiche „Würze“, die nochmals gekocht und „gehopft“ (Hopfenzusatz) wird. Durch den Hopfenzusatz erhält das Bier den angenehmen bitteren Geschmack und Erhöhung seiner Haltbarkeit (Lagerbier). 3. Und jetzt erfolgt die Vergärung der Würze mittels Hefe zu dem Getränk Bier. Unter „Gärung“ verstehen wir die Zersetzung von pflanzlichen oder tierischen Stoffen durch die kleinen, einzelligen Bakterien, von denen kürzlich schon die Rede war. Im vorliegenden Fall ist die Gärung eine alkoholische, d. h.: Zucker wird, und zwar durch Hefebakterien, in Alkohol und Kohlensäure gespalten. Ganz ähnlich ist die Gärung der Trauben zu Wein; die notwendige Hefe haftet an den Schalen der Beeren. —

Je nach der Temperatur, bei der die Gärung vor sich geht, erhält man verschiedene gebräutes Bier: das uns geläufige Bier ist „untergärig“, es vergärt bei etwa 5 bis 8 Grad Wärme, also unter kräftiger (Eis)Kühlung. „Obergäriges“ Bier dagegen wird bei 12 bis 22 Grad vergoren; es ist anders nach Art und Geschmack; die „Berliner Weiße“, das Hamburger „Beer“, das englische „Ale“ sind obergärig. Die Untergärung dauert mindestens zwölf, die Obergärung nur zwei bis acht Tage. Zuletzt erfolgt die Lagerung in emaillierten Stahltanks in kühlen Kellern; bei den Schankbieren genügen drei bis sechs Wochen, während Lagerbiere zwei bis drei Monate gelagert werden müssen. Die Lagerkeller für die edleren untergärigen Biere müssen eine Temperatur von 0 bis 3 Grad haben; obergäriges Bier kann wärmer gelagert werden. Das trinkreife Bier wird entweder in kleinere Fässer — mittels Druckluft — oder in Flaschen abgezogen; in den letzteren verliert es etwas an Wohlgeschmack, besonders im Licht, weshalb die Flaschen braun gefärbt sein müssen.

Die Geschichte des Bieres ist uralte — wenn wir „Bier“ im weiteren Sinne als ein aus Getreide vergorenes Getränk nehmen. Solcherlei wurde als Hausbrunnt bestimmt schon in vorgeschichtlicher Zeit gebraut. Die Babylonier brauten 7000 vor Christus aus Gerste oder Maismehl ein bierartiges Getränk, und die Ägypter kannten um 3000 vor Christus bereits ein „Lagerbier“. Die Babylonier kannten auch bereits den Hopfen (Wildhopfen) als Zusatz. Dagegen war das Bier der alten Germanen — nicht zu verwechseln mit dem aus Honig gebrannten Met — ein für unseren Geschmack abscheuliches, pappig-süßliches Getränk. Erst im Mittelalter wurde es mit der Bierbrauerei in Deutschland besser; im 13. Jahrhundert wurde der Hopfenzusatz mehr üblich. Das Bier war ein Getränk aller Stände, beliebt an der kaiserlichen Tafel wie beim „gemeinen“ Mann. Den Anlaß zum Aufstieg des bayerischen Bieres gab eine kurbayrische Staatsverordnung von 1516, welche bestimmte, daß Bier nur noch aus Gerste, Hopfen und Wasser gebraut werden dürfe. Während das bedeutende norddeutsche Brauereigewerbe (Hamburg, Danzig, Einbecker: Minpöckisch Bier — Bodobier!) im Dreißigjährigen Krieg fast völlig zerstört wurde, blühte es in Bayern nunmehr auf. Und noch im Jahre 1614 war ein Einbecker Braumeister an das Münchener Hofbrauhaus berufen worden. Im 18. Jahrhundert gelangte das Brauwesen überall wieder zur Bedeutung; stark fördernd wirkte das Aufblühen der Chemie am Ende eben dieses Jahrhunderts. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts trat das untergärige Bier ausschließlich in den Vordergrund und verdrängte das obergärige. Nur England hat das letztere beibehalten; bei seinem milden, ausgeglichenen Sommer ist es auch ohne besondere Kühlung nicht so sehr dem Verderb durch Hitze ausgesetzt wie bei uns.

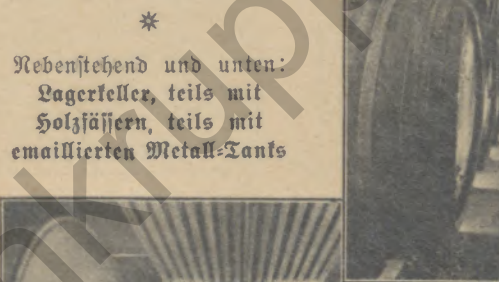
Einige Bilder aus einer modernen Brauerei



Oben:
Blick durch den Siederaum
einer modernen Brauerei



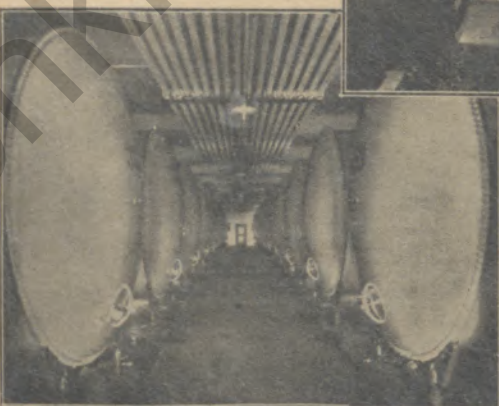
Oben:
Der Gärfeller, ein Musterstück
an peinlichster Sauberkeit



Nebeneinander und unten:
Lagerkeller, teils mit
Holzfässern, teils mit
emailierten Metall-Tanks



Unten:
Moderne automatische
Füllanlage



Gutes Licht zu jeder Arbeit!

Unzulängliche Arbeitsbedingungen machen erfahrungsgemäß jede Arbeit, auch die leichteste, mühsam und unerfreulich. Nicht nur, daß man infolge der mangelhaften Hilfsmittel langsamer und schlechter arbeitet, tritt vor allem infolge falscher

Arbeitsvoraussetzungen sehr bald eine stark hemmende Ermüdung und Abspannung ein, so daß man vorzeitig die „Luft verliert“ und auch dadurch mehr und mehr mangelhafte Resultate erzielt.

Ganz besonders arbeitshemmend tritt dieser nervöse Ermüdungsfaktor in Erscheinung, wo es an ausreichender, zweckmäßiger Arbeitsbeleuchtung fehlt, ganz abgesehen von Fehlern, Mängeln und Zeitverlusten, die auf das unendliche Sehen und Erkennen selbst zurückzuführen sind.

Wenn z. B. der am Schreibtisch Sitzende Schatten auf dem Papier hat, oder wenn die Lichtquelle blendet oder indirekte Blendung auf dem Papier erzeugt, so wird das Schreiben zur unverhältnismäßig großen Anstrengung; über kurz oder lang kann man nicht mehr, fühlt sich erschöpft und abgespannt, selbst wenn es sich um eine rein mechanische Schreibarbeit handelt. Wenn aber, was ja gewöhnlich der Fall ist, eine schriftliche Tätigkeit in Frage kommt, die mit mehr oder weniger geistig schöpferischer Arbeit verbunden ist, so äußert sich natürlich

diese nervenaufreibende und damit arbeitshemmende Wirkung des schlechten Lichtes noch viel folgenschwerer. Umgekehrt dagegen regt eine gute reichliche Beleuchtung in starkem Maße die Arbeitslust und Nervenspannkraft an. Gutes Licht ist somit unerlässliche Voraussetzung zu jeder irgendwie ergiebigen und befriedigenden Arbeit am Schreibtisch. In allen Fällen, auch bei guter künstlicher Raumbeleuchtung, wird hier eine Sonderleuchte notwendig sein, eine Arbeitsleuchte, die nicht zu niedrig ist und einen möglichst breit ausladenden Schirm besitzen soll, damit die gesamte Schreibtischfläche gleichmäßig hell ausgeleuchtet wird. Ebenso ist eine ausreichende, blendungsfreie Zusatzbeleuchtung für nahezu jede andere Arbeit, gleichviel, ob Berufs- oder Liebhaberarbeit, notwendig, wenn die Tätigkeit flott vonstatten gehen soll.

Gartenbau und Kleintierzucht

Gartenarbeiten im Monat August



Gib in der heißen Sommerzeit dem Garten reichlich Feuchtigkeit!

hat, muß hierauf genau achten. Sommerfrüchte von Äpfeln und Birnen erhalten auf dem Baume nie die richtige Reife und Güte. Wenn sie am Baum hängen bleiben, bis sie weich und genießbar sind, dann werden sie in der Regel breiig oder mehlig. Werden sie aber vier bis acht Tage vorher gepflückt und an luftigem, kühlem Ort gelagert, dann werden sie vollsaftig und köstlich. Bei den Winteräpfeln und Winterbirnen beginnt jetzt erst die Hauptzeit der Entwicklung, denn sie haben noch lange nicht die Hälfte ihres späteren Umfanges und Gewichtes erreicht. Wollen wir diese Entwicklung fördern, so benutzen wir Geflügeldünger, mit Abort in einem Kasse zur Gärung gebracht, und mit dieser Mischung öfters durchdringend begossen; aber nur bei Obstbäumen mit mäßiger Triebkraft darf die Düngung Verwendung finden. Neue Erdbeerbeete werden von Mitte August bis Anfang September angepflanzt. Das ist die günstigste Zeit. Vor Mitte August ist es noch zu heiß und trocken, so daß das Anwachsen der jungen Pflanzen trotz vielen Gießens schwierig ist.

Im Gemüsegarten säen wir Korbkräuter, Teltower Rübchen nur in der ersten Augustwoche, Spinat, Radies, Salat für den Spätherbstverbrauch. Gepflanzt werden Endivien, Salat, Kohlrabi (für den Herbst), Grünkohl, Perlwurzeln. Wenn noch Gemüsebeete frei sind, darf noch Grünkohl gepflanzt werden, denn seine Hauptwachstumsmonate sind September, Oktober, selbst noch November. Kohlrabi, im August gepflanzt, bildet prachtvolle zarte Köpfe, weil er bei der günstigen Witterung im Spätsommer schnell wächst und nicht har wird wie im Hochsommer.

Im Ziergarten wird der Rasen leicht gelb und vom Rost befallen. Das ist ein Zeichen, daß die Grasnarbe zu hungrig und zu trocken ist. Hier hilft nur Düngen und Gießen. Reich blühen jetzt Pelargonien, Bezonien, Fuchsen, Cannas, Dahlien, Salvien, Nelken, Lobelien. Alle Pflanzen, die viel blühen, brauchen auch zur Entfaltung und Erhaltung ihrer Blüten viel Wasser, darum gießen wir unsere Blumen täglich durchdringend, damit sie nicht nachlassen in der Entfaltung ihres Blütenreichtums und ihrer Schönheit. Zur weiteren Erhöhung des Blütenreichtums gehören noch die rechtzeitige Entfernung der verblühten Einzelblumen und Dolden. Die Ästern beginnen zu blühen. Keine andere Pflanze läßt sich in der Blüte so leicht versehen wie die farbenprächtigen Äster. Ich habe früher in den mir unterstellten Gärten und Anlagen besonders mit den herrlichen Zwerg-Chrysanthemen-Ästern in weiß, rosa und feurigrot durch Vorpflanzung breiter Bänder getrennter Farben vor Gehölzgruppen große Wirkungen erzielt. Hierdurch lassen sich überhaupt für August und September die verschiedenen Stellen des Gartens noch farbenreich schmücken. Stauden, welche abgeblüht haben, kann man Anfang August ausgraben, teilen und an gut vorbereiteter Stelle neu pflanzen. Stecklinge von Remontantnelken und edlen Federnelkenarten werden in Kästen gesteckt. Benutzt werden die Seitentriebe, die nicht abgeschnitten, sondern abgerissen werden; es werden nur hängengebliebene Ästern mit scharfem Messer abgeschnitten. Am besten wurzeln die Nelken an, wenn sie noch etwas Bodentemperatur erhalten, also in einen Mistbeetkasten gesteckt werden, der noch nicht ganz abgekühlt ist.

J. R.

Turnen und Sport

Die Olympischen Spiele

Sicherlich hängt das Schicksal eines Volkes nicht von sportlichen Leistungen seiner Jugend ab. Und doch sind diese ein Ausdruck seiner körperlichen und geistigen Kräfte, seines Selbsterhaltungswillens. So werden sie auch überall in der Welt gewertet, und darum gilt den Olympischen Spielen als der größten sportlichen Leistungsprüfung die Anteilnahme der ganzen Welt. Die jetzt unmittelbar bevorstehenden Olympischen Spiele in Los Angeles ziehen wieder die ganze Welt in ihren Bann. Darum soll im nachfolgenden einmal ein Blick in die Geschichte dieser Spiele geboten werden.

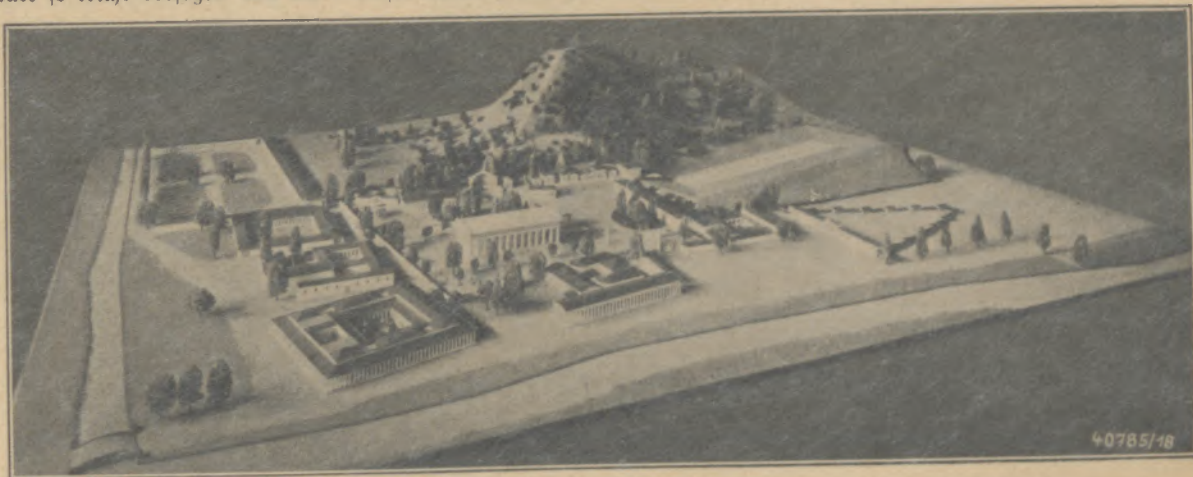
Im Süden Griechenlands gibt es zwei kleine, aber reizende Flüsse, Alpheios und Kladeos genannt. Dort, wo sie im spitzen Winkel zusammenfließen, liegt zwischen ihren Ufern und einem mit Olivenbäumen bewachsenen Hügelzug eine der schönsten Landschaften Griechenlands. Dieses Stückchen Erde barg einmal neben den schönsten Marmorbauten und Statuen zahlreiche Heiligtümer, kostbare Tempel und Altäre. Es war daher nicht nur einer der schönsten Orte, die die Alten kannten, sondern es galt den Griechen auch Jahrhunderte hindurch als das Heiligste, was sie besaßen. Sie nannten es Olympia. Hier in Olympia lag inmitten der herrlichsten Kunstwerke des Altertums das Stadion, in dem in Abständen von vier zu vier Jahren die Olympischen Spiele unter Beteiligung der ganzen damaligen Welt abgehalten wurden.

Die ersten Anfänge der Spiele gehen bis in eine sagenhafte Vergangenheit zurück. Ursprünglich umfaßte der Wettkampf nur den Stadionlauf, eine Stadienlänge von etwa 192 Metern; die Spiele selbst waren von geringer Bedeutung und nur auf die Teilnehmer aus der nächsten Umgebung beschränkt. Doch schon nach wenigen Jahren wurde das Fest von Kämpfern und Zuschauern aus allen griechischen Staaten besucht. Auch die Kampfarten wurden infolge der beständig wachsenden Teilnehmerzahl vermehrt. Die Wettkämpfe bestanden nunmehr in der Hauptsache aus Ringen, Faustkampf, Laufen über kurze, mittlere und lange Strecken, Springen, Diskuswerfen, Speerwerfen und Fünfkampf. Wagenrennen, Pferderennen und Waffelauf bildeten den Schluß. Im Jahre 776 v. Chr. wurde der Name des Siegers zum erstenmal aufgezeichnet. Von diesem Zeitpunkt an nahm man die Zeitspanne von einem Fest zum anderen, also vier Jahre, als neues Zeitmaß. Der vierjährige Zeitraum zwischen zwei Olympischen Spielen wurde Olympiade genannt und danach fortan der griechische Kalender eingeteilt.

Die Spiele, die in der ganzen Welt berühmt waren, wurden mit immer größerem Prunk abgehalten. Ihre Blütezeit erreichten sie um 470 bis 400 v. Chr. Nur freigegebene Hellenen waren startberechtigt. Alle Athleten, die die Wettbewerbe bestreiten wollten, waren bei großer Strafandrohung gehalten, pünktlich zur Stelle zu sein und an einem einmaligen Prüfungskursus teilzunehmen. Diese Vorprüfung war sehr hart und stellte gewaltige Anforderungen an alle Kandidaten. Wer immer zu den Spielen reiste, stand unter besonderem Schutz und war unverletzlich. Vor dem Altar des Gottvaters Zeus mußten die Athleten beides, daß sie ehrlich kämpfen wollten und sich durch zehn Monate strebend vorbereitet hätten. Die Spiele erstreckten sich jetzt über fünf Tage und fanden mit der Ehrung und Befruchtung der Sieger einen besonders feierlichen Abschluß. Diese erhielten als Preis nichts weiter als einen einfachen Ölweig. Man führte sie in den heiligen Hain und veranstaltete unter freiem Himmel ein Festmahl mit Gesang und Spiel. Auch in seiner Heimat wurden dem Sieger große Ehrungen zuteil. Er bekam im Theater einen dauernden Ehrenplatz und war bis zu seinem Tode von jeder Steuer befreit. Die Stadt Athen gewährte ihren siegreichen Söhnen kostenlosen Lebensunterhalt, den sonst nur die verdientesten Bürger erhielten. Sparta, das zeitweise die meisten Siege in Olympia errang, ehrte seine Olympiasieger dadurch, daß sie im Kriege neben dem König in vorderster Reihe kämpfen durften. Dreimalige Sieger erwarben auch das Recht, sich in Olympia eine Siegerstatue setzen zu lassen.

Diese Glanzzeit wurde durch den politischen Abstieg Griechenlands jäh beendet. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christi begann mit dem Zusammenbruch der griechischen Kultur auch der Verfall der Olympischen Spiele. Unter römischem Einfluß breitete sich das Berufsathletentum aus; die sportliche Ehrlichkeit verschwand, ja selbst Bestechungen waren an der Tagesordnung. Die Bedeutung der Spiele verblähte und verging. Aus den Kampfspielen eines Volkes war ein Zirkus bezahlter Gladiatoren geworden, und schließlich verlöschten die letzten glimmenden Funken dieses größten aller Spiele. Auch der Schauplatz der Spiele, das Olympia, verfiel der Vernichtung. Die Goten verwüsteten das heilige Tal, Erdbeben zerstörten die Reste und Alpheios und Kladeos, die beiden Flüsse, wälzten eine hohe Sanddünne über das Land.

Als deutsche Forscher nach anderthalb Jahrtausenden die Ruinen im Tal von Olympia fanden und wieder ans Tageslicht förderten, da erinnerte man sich der Olympischen Spiele. — Der französische Baron de Couberti lud im Jahre 1894 alle Sportverbände der Welt nach Paris ein. Hier wurde ein olympisches Komitee gegründet, das sich die Wiedereinführung der Olympischen Spiele unter Beteiligung sämtlicher sporttreibenden Nationen zur Aufgabe machte. Schon im Sommer 1896 gelang es trotz großer Schwierigkeiten und Hindernisse, im wiederhergestellten Stadion zu Athen die ersten Olympischen Spiele der Neuzeit abzuwickeln. Die Vertreter von zwölf Nationen verhalfen dieser Veranstaltung zu einem großen Erfolg. Im Jahre 1900 wurden die



Die alte Sportstätte Olympia — Ein Rekonstruktionsmodell

Spiele zugleich mit der Weltausstellung in Paris abgehalten; auch 1904 waren wieder beide Veranstaltungen zur gleichen Zeit, dieses Mal in St. Louis. Doch erst 1908 fanden sich in London zum ersten Male die Kämpfer aus allen Teilen der Welt ein. Einen noch größeren Erfolg hatten die Spiele 1912 in Stockholm, wo etwa fünftausend Wettkämpfer um olympische Ehren stritten und in allen Wettbewerben schier unmögliche Höchstleistungen vollbrachten. Die für 1916 in Berlin geplanten Spiele verhinderte der Weltkrieg. An den Spielen 1920 in Antwerpen und 1924 in Paris beteiligte sich Deutschland nicht. Doch erhielt das deutsche Sportleben in dieser Zeit einen allgemeinen starken Antrieb. Deutschlands Stärke zeigte sich bei den Spielen 1928 in Amsterdam, wo es in der Gesamtwertung auf den zweiten Platz hinter Amerika kam.

Noch heute spiegelt sich in den genau festgelegten Feierlichkeiten bei den Spielen, wie der Eröffnung durch das Oberhaupt des veranstaltenden Landes, feierlicher Einmarsch der Nationen in alphabetischer Reihenfolge, Olympiaeid der Athleten und Ehrung der Sieger das griechische Vorbild. Und auch in Los Angeles wird es wieder so sein.

Werkballelei

Fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum

Am 15. Juli 1932 konnte der Markscheider der Altenessener Schachtanlagen, Herr Walter Valdermann, auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit bei unserer Gesellschaft zurückblicken.

Dem Jubilär ein herzliches Glückauf!

Die Rettungsmedaille am Bande

für den Abteilungsleiter Obertrifter von Schacht Emscher

In Nr. 3 unserer Werkzeitung vom 30. Januar 1932 berichteten wir über „eine mutige Tat“, durch welche der Abteilungsleiter Obertrifter von Schacht Emscher den Hauer Bello aus unmittelbarer Lebensgefahr gerettet hat. Für diese Tat wurde Herrn Obertrifter, der schon früher von der Knappschafts-Berufsgenossenschaft das Ehrenzeichen für Unfallverhütung erhalten hatte, jetzt vom Preussischen Minister für Handel und Gewerbe die Rettungsmedaille am Bande verliehen. Herr Oberberggrat Grebel vom Oberbergamt in Dortmund überreichte in Gegenwart des Bergrevierbeamten, Herrn Erster Berggrat Koepe, des Herrn Bergassessor Kunge und Vertretern der Betriebsleitung und des Betriebsausschusses die hohe Auszeichnung; mit ehrenden Worten sprach er hierbei dem Retter den Dank und die Anerkennung der Staatsbehörden für die wackere Tat aus.

Wir beglückwünschen auch zu dieser Auszeichnung Herrn Abteilungsleiter Obertrifter und rufen ihm ein herzliches Glückauf zu.

Achtung! 20 Mark Belohnung!



Mein hier abgebildeter dreijähriger, echter draht-haariger Foxterrier, auf den Namen „Dorn“ hörend, ist seit Sonnabend, dem 16. Juli, von meiner Wohnung in Herne-Börnig, Schadeburgstraße 14, spurlos verschwunden. Da der Hund sehr wachsam war und sich von Fremden nicht anlocken ließ, ist anzunehmen, daß er — vielleicht mit Hilfe einer heißen Hündin — fortgelodet, geraubt und nach weiter abgelegener Stelle verkauft worden ist.

Ich zahle demjenigen, welcher mir den Hund gesund wiederbringt, 20 Mark Belohnung, und demjenigen, welcher mir über den Verbleib des Hundes sichere Angaben macht, 10 Mark Belohnung. — Auf eine strafrechtliche Ver-

folgung der Täter lege ich nur dann Wert, wenn der Hund mißhandelt oder gar getötet sein sollte.

Nachrichten erbitte ich unmittelbar an mich.

Bergassessor L. E. Hark, Herne-Börnig, Schadeburgstraße 14.

Wer Taschen- od. Armband-Uhr ganz billig kaufen will, verlangt Preisliste gratis von der seit 20 Jahren bekannten Firma
Uhren-Klose, Berlin SW 29 (31), Zossener Straße 8

**Werks-
Angehörige
können
kleine
Anzeigen
kostenlos
aufgeben**

Brauchst nicht weit zu „laufen“ — kauf bei
Gripekoven

Österholzstraße 80

Leder
und sämtl. Bedarf
Feine
Schuhreparaturen
billig



Schlör
der flüssige Apfel

M i t a r b e i t
an unserer Zeitung sollte Recht
und Pflicht eines jeden Lesers sein

Wilhelm Weib

Der vielen unserer Grubenbeamten bekannte Lehrer an der Bergschule zu Bochum, Herr Dipl.-Ing. Wilhelm Weib, ist am 7. Juli an den Folgen einer schweren Operation gestorben.

Wilhelm Weib war am 29. Dezember 1865 in Baden-Baden geboren; in seiner Vaterstadt besuchte er die Volksschule, das Gymnasium und die Gewerbeschule. Nach einer zweijährigen Schlosser- und Mechanikerlehrezeit besuchte er die kgl. sächs. technische Staatslehranstalt zu Chemnitz, die kgl. Baugewerkschule in Stuttgart und die Technische Hochschule in Karlsruhe, wo er im Jahre 1892 die Diplomprüfung ablegte. Während seiner Tätigkeit als Betriebsingenieur beim Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenverein zu Osnabrück erteilte er an der Gewerbl. Fortbildungsschule Unterricht. Bei der genannten Gesellschaft rückte er bald zum Obergeringenieur und stellvertretenden Betriebsdirektor auf. Nach kurzer Tätigkeit bei Friedr. Krupp wurde er am 1. April 1903 als Lehrer für den Unterricht in Mathematik, Mechanik, Maschinenlehre und Zeichnen an der Bergschule in Bochum angestellt.

In seiner Eigenschaft als Stadtverordneter wurde er am 23. Februar 1923 aus der Stadtverordnetenversammlung heraus verhaftet und nach Osnabrück abgeführt, angeblich weil er den militärischen Requisitionen Widerstand entgegengesetzt habe.

Familiennachrichten

Ehelichkeiten:

Schacht Anna-Emil: Kurt Berndt mit Johanna Giele.
Schacht Carl: Wilhelm Bühler mit Margarete Knig; Otto Wäke mit Anna Frieda Bilz.
Schacht Emscher I/II: Willy Schörning mit Maria Neumann.
Schacht Heinrich: Heinrich Wöttinger mit Lucia Hirdeh.
Schacht Fürst Leopold-Baldur: Bernhard Illerhaus mit Anna Teppe; Josef Schweer mit Maria Wühe.

Geburten:

Ein Sohn:
Schacht Anna-Emil: Heinz Reiser und Frau Renne geb. Banfot, am 14. 7. 32 — Wilhelm.
Schacht Emscher I/II: Robert Scharen und Frau Maria geb. Lange, am 19. 7. 32 — Helmut Walter.
Schacht Heinrich: Wilhelm Rabberg und Frau Gertrud geb. Weibrecht, am 14. 7. 32 — Willy.
Schacht Fritz: Emil Wilhelm und Frau Frieda geb. David, am 12. 7. 32 — Gerhard.
Eine Tochter:
Schacht Emscher I/II: Erich Reich und Frau Frieda geb. Ried, am 27. 6. 32 — Irmgard.
Schacht Heinrich: Johann Wolf und Frau Anna geb. Bengfort, am 3. 7. 32 — Anna.
Schacht Fritz: Wendolin Raffler und Frau Wilhelmine geb. Glas, am 9. 7. 32 — Margarete.
Schacht Fürst Leopold-Baldur: Siegfried Surrau und Frau Dora geb. Kuschka, am 3. 7. 32 — Dorothea.

Sterbefälle

Hütte Dortmund: Otto Gernath, Invaliden-Werkstatt, am 11. Juli 1932.
Schacht Heinrich: Josef Jenz, am 3. Juli 1932.
R. I. P.

Heute früh verschied plötzlich und unerwartet an den Folgen eines Verkehrsunfalles

Herr Albert Weihe

Bürobeamter unserer Hochofenabteilung

Der Entschlafene hat uns über zweiunddreißig Jahre treue Dienste geleistet und sich stets als ein fleißiger, gewissenhafter und tüchtiger Beamter erwiesen. Wegen seines angenehmen und gefälligen Wesens war er bei seinen Vorgesetzten wie Kollegen gleich beliebt. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Dortmund, 2. Juli 1932.

Hoesch-KölnNeuessen

Altiengeellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb.

Wohnungs- tausch

Viete: Sehr schöne Zwei-Zimmer-Wohnung, Erdgeschoss, in gutem Hause.

Zuche: Zwei- bis Drei-Zimmer-Wohnung, evtl. kleines Einfamilienhaus, mit Garten in einem Vorort von Dortmund.

Viete: Vier Zimmer, abgeteilt, parterre, privat, Dürerstr. 33.

Zuche: Drei Zimmer mit Stall und Land.

Viete: Vier Zimmer, Korridor 10 m lang, Am Kaiserstuhl.

Zuche: Drei Zimmer mit Stall und Land.

Viete: Vier Zimmer, Burgholzstraße, Sechsweg.

Zuche: Zwei große oder drei kleine Zimmer.

Viete: Große, schöne Drei-Zimmer-Wohnung, Osterholzstraße.

Zuche: Zwei große oder drei kleinere Zimmer.

Viete: Abgeteilte Drei-Zimmer-Wohnung, privat, Nähe Nordmarkt, Alsenstraße.

Zuche: Zwei große Zimmer, parterre oder Manfaden, privat.

Viete: Drei-Zimmer-Wohnung, Bellingstr.

Zuche: Zwei große oder drei kleine Zimmer.

Viete: Drei Zimmer, Werkwohnung, Miete 29,70 RM., Mindener Straße.

Zuche: Drei oder zwei große Zimmer, privat.

Viete: Drei Zimmer, privat, Dorfstraße.

Zuche: Zwei Zimmer, Werkwohnung.

Viete: Zwei Zimmer mit Stall und Keller, privat, 20,80 RM., Miete, Papengarten.

Zuche: Drei Zimmer.

Viete: Zwei große Zimmer, abgeteilt, Miete 32,20 RM., Dortmund-Kemninghausen, Zweigweg 2.

Zuche: Gleichwertige Wohnung in der Stadt.

Viete: Zwei Zimmer, privat, Miete 15 RM., Stahlwerkstraße.

Zuche: Zwei bis drei Zimmer, Werks- oder Privatwohnung.

Viete: Zwei Zimmer, Werkwohnung, Miete 18 RM., Albertstraße.

Zuche: Zwei Zimmer, auch Manfaden.

Vermietungen

Eine große, leere Manfaden an alleinstehende Person oder älteres Ehepaar abzugeben.

Zu erfragen: Marktentkontrolle Schacht Carl.

Viete: Zwei Zimmer, Werkwohnung.

Viete: Zwei Zimmer mit Stall und Keller, privat, 20,80 RM., Miete, Papengarten.

Zuche: Drei Zimmer.

Viete: Zwei große Zimmer, abgeteilt, Miete 32,20 RM., Dortmund-Kemninghausen, Zweigweg 2.

Zuche: Gleichwertige Wohnung in der Stadt.

Viete: Zwei Zimmer, privat, Miete 15 RM., Stahlwerkstraße.

Zuche: Zwei bis drei Zimmer, Werks- oder Privatwohnung.

Viete: Zwei Zimmer, Werkwohnung, Miete 18 RM., Albertstraße.

Zuche: Zwei Zimmer, auch Manfaden.

Viete: Zwei große Manfaden, privat, Rheinische Straße.

Zuche: Zwei bis drei abgeteilte Zimmer, auch Werkwohnung.

Fast neue Weige (Wert 40 RM.) zu verkaufen oder gegen Herrenrad zu tauschen gesucht.

In Kontergeige mit Klappen und Bezug, Anschaffungspreis 110 RM., billig zu verkaufen oder gegen gutes Herrenrad zu tauschen gesucht.

Cesternstraße.

Guterhaltene Parlophon mit 30 Platten für 30 RM. zu verkaufen oder gegen Damenrad zu tauschen gesucht.

Schornhorst, Am Westhof.

Kaufgejuche Steuerfreies Motorrad zu kaufen gesucht.

Hellwig, Hütte Dortmund, Werktelefon 869.

Kleiner Zimmertisch zu kaufen gesucht.

Schloßstraße.

Guterhaltene Damenfahrrad zu kaufen gesucht.

Cesternstraße.

Verschiedenes Große, weiße Holz-Bettstelle mit dreiteiliger Auflage gegen Holz-Rinderbett zu tauschen gesucht.

Schüchtermannstraße.

Auskunft bei der Betriebs-Krankenkasse Hoesch-KölnNeuessen, Dortmund.